Der Übergang der Titanic

Souvenirs einer langen Reise zwischen München und Higganum: Erinnerungen an Hans Magnus Enzensberger

Von Arthur S. Wensinger

Während ich heute an meinem Küchentisch in Connecticut kritzelnd sitze, sind mehr als zwei Monate vergangen, seitdem ich die schmerzliche Nachricht von Hans Magnus Enzensbergers Tod in München erhalten habe. Das hat mich stark mitgenommen, stärker als man vielleicht erwarten würde, von einem sechsundneunzigjährigen „guten Bekannten“, der von dem Hinscheiden eines dreiundneunzigjährigen „Juniors“ erfährt. Wie er und ich später festgestellt haben, haben wir uns wohl 1951 über einer Tasse Muckefuck in Schwabing flüchtig kennengelernt, in einem Lokal gegenüber dem noch im Wiederaufbau befindlichen Hauptgebäude der Universität. Ich war dort, um ein Jahr lang zu studieren. Nichts Wichtiges entstand zwischen uns in dieser Viertelstunde. Nichts passierte, bis Magnus 1967 in die Vereinigten Staaten kam.

Mein Kollege Leo Lensing, der mich seit 1997 mit meistens aus der F.A.Z. ausgeschnittenen Artikeln und Rezensionen über Magnus beliefert, schickte mir in den ersten Wochen nach dem traurigen Ereignis ein dickes Kuvert. Es waren Würdigungen, Erinnerungen, Lobreden und kleine, zusammengezimmerte Todesanzeigen; in ein paar Fällen datenschwere Nachrufe, die lange vor dem eigentlichen Tod verfasst worden waren. Im Falle von Magnus kommen die echten Würdigungen noch.

Unsere erste Begegnung und die meisten der späteren Treffen waren Privatangelegenheiten, es ging nie um Berufliches, meistens war es Plaudern zu zweit. Unsere Freundschaft, die vielleicht eher eine herzliche Bekanntschaft war, fing viel später auf dem Campus der Wesleyan University in Middletown, Connecticut, an. Über diese Institution, die in einigen der Nachrufe und Todesanzeigen vorkommt, erfährt man dort wenig mehr als das, was in Wikipedia und ähnlichen Onlinequellen zu finden ist.

In den späten Fünfziger- und den Sechzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts wurde Wesleyan infolge substanzieller privater Schenkungen zur – nach der Studentenzahl gerechnet – reichsten höheren Bildungsanstalt des Landes. Man widmete damals einen beträchtlichen Anteil dieser *largesse* dem Ziel, alte Abteilungen zu verstärken und neue Programme aufzubauen. Eine dieser Sondereinrichtungen, das Center for Advanced Studies, holte auf den Campus eine Reihe hoch angesehener Spezialisten, Generalisten und Koryphäen, die zwei bis vier Semester bei großzügigen Gehältern und fürstlichen Nebenleistungen bleiben sollten.

1965 war das German Department an der Reihe, und eine Einladung ging an Günter Grass, der mit der Erklärung „Der Teufel scheisst immer auf den grössten Haufen“ dankend ablehnte. An seiner statt schlug er Martin Walser, Siegfried Lenz, Alexander Kluge und andere vor. Obwohl Enzensberger nicht unter den Empfohlenen war, folgte man im nächsten Jahr dem Tipp eines gut informierten Studenten und bot ihm ein Jahresstipendium an. Er sagte zu, und eine kleine Wesleyan-Delegation lernte ihn im Sommer 1967 in New York bei einer Lesung kennen, die er gemeinsam ausgerechnet mit Grass abhielt.

Im Herbst trafen Magnus und seine spätere Frau Mascha (Maria Alexandrowna Makarowa) in Middletown ein und wurden in einem Haus auf dem Campus untergebracht. Man hat mir die Aufgabe zugeteilt, ihnen als Cicerone beizustehen. Magnus traf sich mit Studenten und Studentinnen und hielt in seinem Arbeitszimmer im Center private Tutorien. Einige Wochen lang schien alles in Ordnung zu sein. Aber das Schicksalsjahr 1968 kam auf uns zu. Konflikte. Alles war nicht in Ordnung, mit einem Wort: „Vietnam“. Keiner war zufrieden, Magnus erst recht nicht. Er fuhr öfter nach New York. Unser Übereinkommen mit ihm war zum Scheitern verurteilt.

Die Mitte hielt nicht mehr, das Center auch nicht. Kollegen, besonders rechtsstehende, beschwerten sich über Enzensberger. Im Hintergrund lauerte das Problem Civil Rights. Das würde sich von selbst lösen, sagte man, worauf Magnus mit „Oh?“ reagierte. Er meinte – und das war das einzig Anständige an seiner Entscheidung –, auf das Stipendium zu verzichten und weggehen zu müssen. Ich habe es vorausgesehen. Er schrieb dem Präsidenten von Wesleyan einen herausfordernden offenen Brief, der gleich an die „New York Review of Books“ ging (und in der „Zeit“ nachgedruckt wurde), aber eindeutig auch an die amerikanische Nation und die Welt gerichtet war. Zusammen haben wir seinen Entwurf geprüft, aber mit Rollentausch; er der Jüngere, der leidenschaftliche Lehrer, ich der ältere Student, dessen wenige Änderungsvorschläge übernommen wurden. Damals kam ich allmählich dazu, seine Einstellung, bei der es hauptsächlich um Vietnam ging, grundsätzlich zu unterstützen. Alles in allem tue ich das heute noch.

Der Staub über seine Handlungsweise legte sich aber nicht, noch lange nicht. Magnus und Mascha besuchten mich, packten dann das Nötigste ein und schifften sich nach Kuba ein. Drei Wochen später kamen sie kurz nach Wesleyan zurück, und Magnus hielt vor einem mehr als 200 Personen zählenden Studenten- und Kollegenpublikum einen Vortrag, in dem er seine Entscheidung, die Universität endgültig zu verlassen, nach Kuba zurückzugehen und dort länger zu bleiben und zu arbeiten, zwar nicht rechtfertigte, aber doch zu erklären versuchte. Unter der erhaltenen Korrespondenz mit ihm ist ein Brief vom April 1969, in dem er mir schrieb, dass er Kuba liebe, obwohl man nur schwer durch dessen unzählige, unergründliche Probleme hindurchkomme; dass das, was Leute wie er und Mascha zu helfen tun können, begrenzt sei. Außerdem hätten sie Zuckerrohr geerntet und Kaffee gepflanzt, wollten aber bald nach Europa zurückkehren.

Ich habe Magnus bei späteren Deutschlandaufenthalten immer wieder gesehen, zuerst in Berlin, aber dann öfter in der Werneckstraße in München, wo ich mit dem Lift zu seiner Wohnung fuhr und ihn in seinem gemütlichen Arbeitszimmer besuchte. Bei unseren Gesprächen haben wir uns immer gestattet zu rauchen, jeder eine Zigarette. Nach den Achtzigerjahren sahen wir uns vielleicht nur noch zwei- oder dreimal, telefonierten aber miteinander ein paar Mal jährlich. Zuletzt 2018 in München, als ich mit einer Freundin in der Stadt war. Geschrieben haben wir uns nach dem Hin und Her zwischen Wesleyan, Kuba und Berlin nur wenig, aber ich habe zwei Briefe aus dem Jahr 1978 aufgehoben, die mir jetzt wichtig erscheinen.

Im Januar und dann wieder im April erkundigte er sich nach einem Ölgemälde, einer primitiven Darstellung des Untergangs der Titanic, das heute noch an der Wand in meiner Küche hängt. Magnus hatte es bei mir in Higganum, einem von Wesleyan sieben Meilen entfernten Dorf, im Herbst und Winter 1967/68 immer wieder gesehen und manchmal richtig fixiert. Ich kann mich erinnern, dass er bei diesen Besuchen rief: „Wie geht es meinem Gemälde?“ oder „Ich muss mich hinsetzen und meine Titanic anschauen“. Das Bild habe ich von meinem Freund und Kollegen, dem Schriftsteller Peter Boynton, geschenkt bekommen. Er hatte es von einer alten Antiquitätenhändlerin erworben, die erzählte, es sei von einem Jungen in Maine gemalt worden, vermutlich um 1912, als es in den Zeitungen nicht nur Fotos des unversehrten, im Hafen stehenden Dampfschiffs gab, sondern auch künstlerische Darstellungen, welche die katastrophale Szene nach dem Zusammenstoß mit dem Eisberg wiederzugeben versuchten. Magnus war besonders von den hoch auf dem Heck hinunterschauenden, zum verzweifelten Absprung bereiten Strichmännchenfiguren fasziniert, imaginierte sie vielleicht als geschrumpfte plutokratische Vertreter eines symbolischen amerikanischen Untergangs.

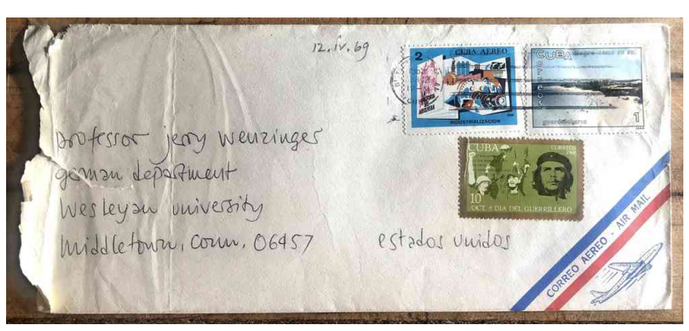
Jedenfalls bat Magnus mich im Januar 1978 um eine Reproduktion des Bildes: „Could you, could you, would you, will you send me a polaroid, or better than that, picture of the picture in your kitchen?“ Auf diese ein Gedicht („Green Eggs and Ham“) des Kinderbuchautors Dr. Seuss paraphrasierende Bitte folgte seine Versicherung, er wäre dann begeistert („thrilled“), eine zu bekommen. Als ein Antwortbrief offenbar ohne die gewünschte Beilage ankam, legte er im April nach und klagte über tantalusartige Qualen, bei denen das „titanische Bild“ vor ihm baumele, obwohl er es weder sehen noch benutzen könne. Benutzen wollte er es nämlich wirklich, wie Leo Lensing mit der Hilfe von Jan Bürger, dem Leiter des Suhrkamp-Archivs in Marbach, feststellen konnte.

Auf Seite 1 der Programmvorschau des Verlags für die zweite Jahreshälfte 1978 wurde „Der Untergang der Titanic“ angekündigt, Enzensbergers als „Komödie in 33 Gesängen“ ausgewiesenes Langgedicht, und zwar illustriert mit einer schwarz-weißen Reproduktion des Gemäldes aus Higganum, einem großen Ausschnitt, auf dem ausgerechnet der Eisberg fehlte. Der Buchdeckel zeigte aber nicht das in kräftigen Farben gemalte Bild, sondern das panoramische Schwarz-Weiß-Foto eines Eisbergs. Damit ging ein Hinweis auf die Entstehungsgeschichte des Versepos zwar nicht ganz verloren, aber doch vorläufig unter. Im Dezember 1978 erhielt ich mit der Post ein Widmungsexemplar mit den Worten „für jerry w / dies Souvenir einer langen Reise / hansmagnus e.“.

Über meinen Rufnamen „Jerry“ hat Magnus übrigens wiederholt gerätselt. In seinen Briefen finde ich Spuren davon. Einmal ist die Anrede „Jerome Jerry Arthur“, ein andermal „lieber Hieronymus“ (dafür sollte „Jerry“ stehen, meinte er) und später: „Dear Jerry, why Jerry? … does not Jerry signify Jerome, and if not, why not?“ Es war ein Spitzname, den mir die Familie meiner schottischstämmigen Mutter verpasste – als Hinweis auf meine eigene schweizerdeutsche Abstammung. Gerry oder Jerry nannte man im Ersten Weltkrieg nicht ganz liebevoll einen Deutschen. Soweit ich mich erinnern kann, habe ich Magnus nie darüber aufgeklärt. Das hätte ihn vermutlich interessiert.

Im Herbst 1988 kam Magnus ein letztes Mal in unsere Gegend, aber nicht nach Wesleyan, sondern zu einem Abendessen im kleinen Kreis in Higganum. Zwanzig Jahre nach dem Contretemps über Kuba hatte ich ihn eingeladen, auf dem Campus einen Vortrag oder eine Lesung zu halten. Er wollte unbedingt kommen, aber „no announcements … no readings … no forum, nothing at all“. Er kam mit seiner Frau Katharina, und es wurde ein schöner Abend, an dem er sich für den Aufruhr von 1968 entschuldigte, aber wohlgemerkt: nicht bei dem Präsidenten der Universität, sondern bei den „few old-timers round the table“ gegenüber, die er sich gewünscht hatte.

Was sah Enzensberger in diesem ziemlich naiven Gemälde, das noch heute bei Jerry Wensinger an der Küchenwand hängt? Komisch! Hier ist nichts als ein halb abgesoffenes Wrack. An dem Buch, das der Anblick inspirierte, rügte Gert Ueding am 14. Oktober 1978 in dieser Zeitung die Nachahmung des Moritatenstils: Typisierung, Sentimentalität und Fatalismus.
Foto Madeline Djerejian



Luftfracht: Aus Kuba schrieb Enzensberger an Wensinger. Foto Wensinger

Literarisches Programm

Hans Magnus Enzensberger Der Untergang der Titanic

Etwa 140 Seiten. Pappbd. ca. DM 20,–
ISBN 3-518-02762-X

Der Untergang der Titanic ist ein episches Gedicht. Gehandelt wird darin von einer Geschichte, die, obwohl und weil sie jeder kennt, nichts von ihrer Spannung verloren hat. Das Riesenschiff, das Weltwunder und Ungeheuer, das in einer eisigen Nacht des Jahres 1912 versank, war nämlich ein ganz gewöhnlicher Dampfer – und zugleich ein Mythos: Inbegriff des Fortschritts, wie das neunzehnte Jahrhundert ihn verstand und wie das unsrige ihn immer verzweifelter betrieb und über sich ergehen läßt.

In dreiunddreißig Gesängen wird die Katastrophe dargestellt; sie wird erzählt und bewiesen, dokumentiert und bezweifelt, halluziniert und untersucht – mit allen Einzelheiten, mit der Mannschaft und den Passagieren, den Toten und den Überlebenden, der gesellschaftlichen Hierarchie des Schiffs, seiner Architektur, seinen Salongemälden, dem First-Class-Dinner, den Drahtnachrichten, Zeitangaben, Temperaturen und Geräuschen.

Aber dieser Untergang ist nicht nur ein aktenkundiges Unglück aus der Vergangenheit. Als Geisterschiff ist die *Titanic* immer noch unterwegs. Wie gegenwärtig sie ist, das zeigt sich daran, daß ihr Los sich auch heute noch widerspiegelt in Filmen und Alpträumen, in allen Medien der Phantasie. Enzensbergers Gedicht hat es nicht zuletzt mit dieser imaginären *Titanic* zu tun, mit dem »Untergang im Kopf«.

Zwischen die dramatischen, lyrischen und balladesken »Gesänge« treten Texte, die der Handlung sozusagen äußerlich sind, die sie kommentieren: Bildbeschreibungen, polemische Gedichte, erkenntnistheoretische Modelle, Exkurse und Vergleiche.

Es nimmt wunder, wie hier eine literarische Großform, die in unserer Literatur seit mehr als einem Menschenalter ausgestorben schien, scheinbar mühelos wiederaufgenommen und gerettet wird. Galt nicht das »Versepos« als die unlesbarste und obsoleteste aller Gattungen? Nur bei uns zu Lande; anderswo haben Autoren wie Williams und Majakowskij, Perse und Neruda seine Vitalität auch in diesem Jahrhundert unter Beweis gestellt. Wer will, kann sich davon überzeugen, daß die Angst vor dem sehr langen Gedicht abergläubisch war, daß diese Form nicht nur tragfähig ist, sondern einen eigentümlichen Sog entwickelt, und daß sie den Leser nicht weniger verwickeln und in Bewegung setzen kann als ein Roman.

Noch etwas anderes mag an Enzensbergers Gedicht, unter heutigen Produktionsbedingungen, ungewöhnlich anmuten: Nahezu zehn Jahre lang ist hier ein Autor mit seinem Buch umgegangen. Die Langwierigkeit dieser Arbeit ist nicht spurlos an dem Gedicht vorübergegangen. Begonnen 1969 in Cuba, verlorengegangen, hartnäckig wieder aufgenommen, oft verworfen und immer weiterverfolgt, nimmt es manche Erinnerung an, die Jahre und Orte seiner Entstehung in sich auf. Unter die namenlosen Überlebenden der Katastrophe von damals mischen sich die Überlebenden von heute, und unter ihnen befindet sich einer, der Bericht erstattet. Er versteckt sich, er tritt hervor, und der Schauder ist ihm ebensowenig fremd wie die kaltblütige Analyse. Ein komplizierter Humor wechselt ab mit dem Eingeständnis der Todesangst, und dicht neben dem Liebesgedicht steht das bösartige Potpourri. Einfache Gefühle, aber auch andere, die nicht auf die geläufigen Namen hören wollen. Zuweilen ist es die Wut, aus der die Meditation sich speist, oder das Mitleid äußert sich in der Maske des Zynismus. Keine »korrekte Position« wird hier eingenommen; die Gerechtigkeit der Poesie ist nicht von dieser Art; im Zweifelsfall hält sie es mit denen, die untergehen. Kein einzelnes Moment kann in dieser Komödie von Dauer sein, »weil es die Lebenden sind, die den Toten mit ihren Schreckensnachrichten in den Ohren liegen«. Weil »die Überlebenden nicht müde werden, von Überleben zu fabeln, bis sie es müde sind«. Doch auch dann noch, wenn die Feinde gegangen, die Freunde verloren sind, wenn sich Hoffnung und Geduld verbraucht haben, während andere ertrinken, geht das Überleben weiter, heulend und zähneknirschend, und kaum besiegbar.

1

Spitzentitel im Herbst 1978, mit abgeschnittenem Eisberg Foto DLA Marbach

Arthur S. Wensinger, geboren 1926 in Detroit, ist emeritierter Professor für Germanistik an der Wesleyan University in Middletown, Connecticut, wo er von 1955 bis 1994 lehrte. Er studierte in Dartmouth, Berkeley, Innsbruck, München und Ann Arbor und promovierte an der University of Michigan mit einer Dissertation über Heinrich von Kleist. 1948, während seines ersten Münchner Studienjahrs, assistierte er Fritz Kortner bei der englischsprachigen Fassung von „Der Ruf“ und trat als Komparse in einigen Szenen des Films auf. Unter seinen Publikationen sind Übersetzungen ins Englische von Lichtenberg (die Hogarth-Erklärungen), Paula Modersohn-Becker (Briefe und Tagebücher) und Rainer Werner Fassbinder (das Drehbuch zu „Querelle“).

Aus dem Englischen übersetzt von **Leo Lensing.**

Ohne die Hand

Wie ein Verschwindender weltweit Furore machte

Der Brief vom 31. Januar 1968 an Edwin Etherington, den Präsidenten der Wesleyan University, mit dem Hans Magnus Enzensberger seinen Verzicht auf Gastdozentur und Jahresstipendium im renommierten Center for Advanced Studies – zu seinen Vorgängern zählten Hannah Arendt und John Cage – erklärte und polemisch zuspitzend sein „Verlassen von Amerika“ ankündigte, erregte schon bei der Erstpublikation am 9. Februar in der Studentenzeitung „The Wesleyan Argus“ großes Aufsehen. Neben Hinweisen auf den Vietnamkrieg und den „Bürgerkrieg“ gegen schwarze Amerikaner in den Großstädten sowie Lob für die Organisationen SDS (Students for a Democratic Society) und SNCC (Student Nonviolent Coordinating Committee) war ein frontaler Angriff gegen die „herrschende Klasse“ Amerikas und das „imperialistische“ Gehabe seiner Regierung zu lesen. Gefrönt wurde der Revolution; und die Entscheidung des Schriftstellers, sie nicht unter herrschaftlichen Bedingungen amerikanischen Studenten zu erläutern, sondern in der kommunistischen Werkstatt Kuba mitzuerleben, in den Vordergrund gerückt.

Um Verständnis bemühte Berichte, aber auch entsetzte Leserbriefe erschienen in der regionalen Zeitung „The Middletown Press“ und im altehrwürdigen „Hartford Courant“. „Skandal in Wesleyan“ lautete die Schlagzeile einer deutschen Pressemeldung, die auf Enzensbergers Vergleich zwischen den Vereinigten Staaten des Jahres 1968 und dem Deutschland der Dreißigerjahre Bezug nahm. Eher gelassen reagierte in seiner offiziellen Antwort Präsident Etherington, der Enzensberger mit leiser Ironie für die Höflichkeit seiner Mitteilung und seine Worte der Dankbarkeit gegenüber der Universität dankte, sich aber der erbetenen Empfehlung enthielt, wo der weiterziehende Gast seine Rücktrittserklärung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen könnte.

Wie ein Brief Enzensbergers an die Redaktion der „Wesleyan Argus“ nahelegt, wusste er schon, dass die „New York Review of Books“ bereit war, das Schreiben als offenen Brief zu publizieren. Am 29. Februar erschien er unter dem Titel „On Leaving America“ in der linksliberalen Zeitschrift. Obwohl man dort Enzensbergers marxistischen Standpunkt vermutlich distanziert betrachtete, spiegelten seine schneidenden Bemerkungen über Lyndon Johnson ihre vehement vertretene ideologische Ablehnung der Regierung. Aus der NYRB ging Enzensbergers politisches Fanal um die halbe linke Welt. Am 1. März erschien der Brief unter dem Titel „Warum ich Amerika verlasse“ in der Fassung des Autors in „Die Zeit“; am 3. März publizierte die sozialistische Zeitschrift „Berliner Extra-Dienst“ eine vielleicht unautorisierte Übersetzung von Bernward Vesper. Der Text scheint im linksgerichteten Europa überhaupt gut angekommen zu sein. Im Wesleyan-Archiv befinden sich Spuren davon, die den überstürzt abgereisten Autor nicht mehr erreicht haben: ein Telegramm, in dem Ernst Fischer und Robert Jungk um die Nachdruckerlaubnis für das „Tagebuch“ in Wien baten, und eine kameradschaftliche Gratulation des französischen Widerstandskämpfers Jean-Marie Bressand, der den offenen Brief in „Le Nouvel Observateur“ gelesen hatte.

Das große Gegenbeispiel war bekanntlich Gesine Cresspahl, die bereits auf die knappe, in den „New York Times“ vom 17. Februar gedruckte Notiz „German Poet Hails ‚Joy‘ of Life in Cuba“ aufmerksam geworden war. Uwe Johnson lässt sie später im dritten Band der „Jahrestage“ in Gesprächen mit New Yorker Bekannten den Text des offenen Briefes gründlich demontieren. Dass eine andere kritische Stimme nur privat gehört wurde, dafür sorgte die NYRB, indem sie einen Leserbrief des in Princeton lehrenden Hesse-Forschers Theodore Ziolkowski nicht druckte. Ziolkowski, der Enzensberger 1966 bei dem berühmten Treffen der Gruppe 47 an seiner Universität kennengelernt hatte, ließ am Wesleyan-Brief kein gutes Haar. Er schickte seinen Text an Präsident Etherington, der ihn an den Germanisten Arthur Wensinger weiterleitete.

Wensinger, der sich gemeinsam mit dem Center-Direktor Philip Hallie um Enzensberger und dessen Frau gekümmert hatte, raffte sich zu einer Antwort auf. Während er Ziolkowskis Urteil zustimmend aufnahm, dass der Brief „eine rein literarische Selbstrechtfertigung“ sei, ging er auf die streckenweise despektierliche Tirade des Fachkollegen weiter nicht ein. Stattdessen zeichnete er ein facettiertes Porträt des abgereisten Gastes, das nicht unkritisch bleibt, aber die schöpferischen Leidenschaften des literarischen Verwandlungskünstlers würdigt. Wensinger führte auch den „Text“ einer „aufklärenden“ Rede über Kuba an, die Enzensberger nach seinem dreiwöchigen Aufenthalt auf der Insel am 13. Februar vor überfülltem Saal in Wesleyan gehalten hatte. Für den Philosophen Hallie, der sich mit Fragen von Schuld und Widerstand befasste, war der Vortrag, wie er am 6. März 1968 in seiner Antwort auf eine Postkarte der Enzensbergers aus Kuba bekannte, eine Offenbarung, „ein schönes Beispiel der Reinheit Deiner Ideale und der Güte sowie der Entschlossenheit Deiner Persönlichkeit“. LEO LENSING